



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rudolf Hildebrands Aufsätze und Vorträge

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mit dem lebenswarmen Gefühl der Menschen in der Geschichte erfüllt, sie ist weder abstrakt noch schematisch. Eines ihrer allerwichtigsten Hilfsmittel ist die sinnliche Anschauung. Welchen Wert die Kenntnis von Porträts der geschichtlich denkwürdigen Persönlichkeiten für die Wissenschaft hat, dürfte kaum ein zweiter so tief begründet haben, als Lorenz in diesem Buche. Kurz: mit dieser Methode kommt Leben und Bewegung in die Geschichtsbetrachtung, der ganze Mensch wird dabei hineingezogen, die Wissenschaft gewinnt ihre natürliche Grundlage in den elementarsten Thatsachen des menschlichen Lebens, Geburt und Tod, sie erhält einen Charakter von schlichter Klarheit, sie schließt sich den uralten Formen der Geschichtsbetrachtung an und bleibt in Harmonie mit den allmodernsten Ansprüchen der naturwissenschaftlich erzogenen Geister, und endlich hat man nur so, indem man auf dem von der Natur geschaffenen Boden der Geschlechter bleibt, die Aussicht, es, wenn überhaupt jemals, zu allgemeineren Erkenntnissen von dem Wesen des Lebens der Menschheit in der Geschichte zu bringen. Ranke freilich war ungemein zurückhaltend in der Aufstellung von Theorien, aber es ist gar nicht ausgemacht, daß sich die Wissenschaft immer so zurückhaltend wird benehmen müssen. Wie sie jetzt die von den andern Wissenschaften der Anthropologie, der Psychologie, der Naturlehre u. s. w. gebotenen Erkenntnisse nicht entbehren kann, so wird sie möglicherweise sich nicht bloß auf die Darstellung des Systems von Handlungen im Laufe der Zeiten beschränken müssen, sondern auch zu höhern, aus der Beobachtung der Thatsachen gewonnenen Erkenntnissen des politischen Lebens durchbringen. Doch das sind Träumereien von einer fernen Zukunft. Das wichtigste bleibt, daß Lorenz den wahren Beruf der Geschichte und die aus ihm sich ergebende Methode der Forschung erfaßt und überzeugend dargestellt hat. In allem wissenschaftlichen Getriebe genügt es nicht bloß, das Rechte zu thun, sondern man muß auch Rechenschaft über die Art dieses Thuns geben. Ranke hat die That, Lorenz die Rechenschaft der That geleistet.



Rudolf Hildebrands Aufsätze und Vorträge



it gleichem Recht und mit gleichem Stolge dürfen Wissenschaft und Schule Rudolf Hildebrand den ihrigen nennen. Beiden ist denn auch die hochwillkommene Gabe gewidmet, die hier vor uns liegt, die Gesammelten Aufsätze und Vorträge zur deutschen Philologie und zum deutschen Unterricht (Leipzig, B. G. Teubner, 1890). Die Männer der Forschung wissen es, was sie dem geistvollen Mitarbeiter der Gebrüder Grimm, dem feinsinnigen Fortsetzer des

Wörterbuchs, dem anregenden akademischen Lehrer verdanken; aber Hildebrands Bedeutung geht weit über die Grenzen der Fachwissenschaft und auch über die Hörsäle der Hochschule hinaus. Und das ist nicht allein eine Folge der Treue, mit der dieser Gelehrte auch während seiner akademischen Thätigkeit stets an seiner ersten Wirkungsstätte, an der Schule, geblieben hat, sondern der Eigenart seines Wesens überhaupt, seines ganzen Denkens und Forschens. Wenn es je einer der berufenen Hüter der Wissenschaft verstanden hat, sich inmitten mühseliger Einzelarbeit auf den vielfach verschlungenen Forschungspfaden durch die Trümmer vergangener Jahrhunderte hindurch stets des unmittelbaren Zusammenhanges mit der lebendigen Gegenwart bewußt zu bleiben und sich keinen Augenblick in der Vergangenheit zu verlieren, so kann man dies von Hildebrand sagen. Das verdankt er zum Teil gewiß dem Gegenstande seiner Forschung, in weit höherem Maße aber der eigentümlichen Auffassung seiner Aufgabe, auch dem eignen Bedürfnis, über dem Einzelnen stets das Ganze im Auge zu behalten und alles von Zeit zu Zeit „von einem höhern Standpunkt aus zu betrachten.“ Das, was Hildebrand in dem ersten der vorliegenden Aufsätze — es ist eine akademische Antrittsvorlesung aus dem Jahre 1869 — von dem Plane und den Aufgaben des Grimmschen Wörterbuchs sagt, das bezeichnet gewissermaßen auch die Richtung und Auffassung seiner eignen Lebensarbeit. „Das Werk hat wesentlich eine doppelte Bedeutung, eine wissenschaftliche und eine nationale, und die Eigenheit des Werkes ist es, daß eben beide, eigentlich unscheidbar, sich verflechten.“ Genau so geht es uns mit der Persönlichkeit Hildebrands, wie sie dem Leser in dem trefflichen Buche über den deutschen Sprachunterricht und auch in dieser Sammlung überall entgegentritt; wir können den gründlichen, scharfsinnigen Gelehrten nicht von dem warmfühlenden Deutschen trennen, der in der Gegenwart und für diese arbeitet. Und wirklich, wer dem Forscher mit Vertrauen und empfänglichem Sinn auf seinen Wanderungen durch die verschiedensten Gebiete des deutschen Altertums folgt, dem wird es dabei zu Mute, als könnte es gar nicht anders sein, als zwänge jede Entdeckung auch in dem entlegensten Winkel von selbst dazu, nach dem verbindenden Faden zu suchen, der das zeitlich Ferne mit der bunten Erscheinungswelt der Gegenwart verknüpft. Das ist — meinen wir — vor allem das Vorbildliche an Hildebrands Forschungs- und Darstellungsweise überhaupt. Ihm ist die deutsche Philologie (wie er es am Schlusse des erwähnten Aufsatzes so schön ausspricht) „nicht bloß eine Wissenschaft, sie ist zugleich eine Arbeiterin für das Heil der Nation, wie freilich jede Wissenschaft im höhern Sinne; aber die deutsche Philologie ist das näher und unmittelbarer als jede andre. Ich darf wohl hinzufügen, das wars, was mich fast wider Willen und von andern Zielen ab zu ihr hinzog.“

Sprachgeschichte ist Kulturgeschichte. Die Sprache ist die Trägerin fast

des gesamten Geisteslebens eines Volkes, in ihr muß sich das Gemeinsame im Empfinden, Denken und Wollen einer Zeit abspiegeln.

Dieser Satz erscheint uns heute so selbstverständlich, aber nicht jeder macht sich die weitgehenden Folgerungen klar, die sich daraus für die Bedeutung der Sprachforschung innerhalb unserer geschichtlichen Wissenschaft ziehen lassen. Mit Recht suchen wir den umfassendsten Ausdruck des geistigen Lebens einer Zeit in ihren litterarischen Erzeugnissen, aber das so gewonnene Bild bedarf vielfach der Ergänzung. Nicht alles, was uns zum Verständnis einer Zeit dienen könnte, wird von ihren Schriftstellern ausdrücklicher Erwähnung gewürdigt, und so bieten uns die eigentlichen Schriftwerke oft nur Abzüge von dem gemeinsamen Leben im großen, bei denen zwar die Hauptpunkte und Linien erkennbar hervortreten, zahlreiche Einzelheiten aber unklar und verschwommen bleiben. Hier tritt die Erforschung der Sprache als solcher vielfach ergänzend ein. „Eine der reichsten Quellen (für die Sittengeschichte) ist die Sprache selbst, in der das innere und äußere Leben der Zeit sich gleichsam abgedrückt hat wie in einem photographischen Bilde. Jedes wichtigere Wort trägt gleichsam in sich einen Teil aus dem Gesamtbilde des alten Lebens, und da die einfachsten Wörter zugleich die am häufigsten gebrauchten sind, so erweisen sich als die inhaltreichsten für jenen Zweck gerade die gewöhnlichsten, d. h. die, die man beim Lesen am leichtesten unbeachtet durch die Finger laufen läßt.“ Doch man muß diese altüberlieferten Einzelbilder in ihrem Zusammenhange mit Zeit und Volk zu erkennen und zu deuten wissen, und dazu reicht die umfassendste Gelehrsamkeit, das reichste Einzelwissen allein nicht aus. Wer diese Zeugen der Vergangenheit aushorchen und verstehen will, der muß sich — wenn das Bild erlaubt ist — in ihren Dunstkreis hineinleben, und in diesen führt nur die Gabe der Anempfindung. In wie hohem Grade diese Gabe Hildebrand eigen ist, weiß jeder, der von ihm hat lernen dürfen. Aber auch hier ist — er betont dies selbst wiederholt — das lebendige Verständnis der unmittelbaren Gegenwart, die stete Fühlung mit dem frischen Leben des Tages die unerläßliche Vorbedingung für die Erkenntnis der Vergangenheit.

Die einzelnen Aufsätze verteilen sich nach ihrer Entstehungszeit auf einen Zeitraum von mehr als dreißig Jahren. Der älteste — aus der Vorrede zum zweiten Hundert von Soltaus Historischen Volksliedern — fällt in das Jahr 1856, die meisten andern beträchtlich später, und fast alle, die nicht den letzten Jahren angehören, verdanken ihren Ursprung bestimmten äußern Anlässen. Sie bezeichnen solche Ruhepunkte in der stillen, ensigen Gelehrtenarbeit, wo von einem erhöhten Standpunkt aus Umschau gehalten wird. Manchmal bildet auch hier eine Einzelfrage, wohl auch ein kleines Erlebnis aus der alltäglichen Umgebung den Anlaß zu einer ergebnisreichen Wanderung durch die Gefilde deutschen Sprach- und Kulturlebens, und nie erscheint dem willigen Begleiter der Weg steinig und dornig oder gar öde und ermüdend, weiß ihm

doch der Führer überall die Augen zu öffnen für tausend sonst unbeachtete Dinge, die sehenswert sind.

Eine „gedrängte Inhaltsangabe“ wird der Leser hier nicht von uns erwarten, denn jeder, der Hildebrands Art kennt, weiß auch, daß sich seine Arbeiten nicht „excerpiren“ lassen im gewöhnlichen Sinne; sie wollen eben gelesen sein. Nach dem Gesagten bedarf es kaum noch besondrer Erwähnung, daß die Sammlung auch für einen größern Kreis gebildeter Leser keineswegs ein Buch mit sieben Siegeln ist, wie das sonst in Deutschland vom wissenschaftlichem Schrifttum häufiger gilt als anderswo. Einige der Aufsätze wenden sich gleich an einen solchen Kreis, wie die „Deutschen Prophezeiungen über sieben Jahrhunderte hin“ und die Antwort auf die Berliner Erklärung wider den Allgemeinen deutschen Sprachverein; beide sind den Lesern der Grenzboten wohl bekannt.

Obwohl auch die ältern Aufsätze alle ohne Ausnahme ganz besonders dem Lehrer des Deutschen reiche Anregung und Förderung bieten, so ist doch nur einer von ihnen zuerst in einer eigentlich pädagogischen Zeitschrift erschienen, eine inhaltreiche Betrachtung über die Stilübung als Kunstarbeit, die im fünften Hefte der Lehrproben und Lehrgänge von Fricke und Richter steht. Im Jahre 1887 trat unter Hildebrands hervorragender Mitwirkung die Lyonsche Zeitschrift für den deutschen Unterricht ins Leben. Die lebhafteste Teilnahme, mit der diese allerorten aufgenommen wurde, gab deutliches Zeugnis von dem frischen Leben, das heute auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts herrscht. Auch bei diesem erfreulichen Aufschwunge ist der Einfluß Hildebrands unverkennbar. Besonders sein Buch über den deutschen Unterricht hat seine Gedanken in weitere Kreise getragen und überall fruchtbare Anregungen verbreitet. Daher die freudige Zustimmung beim Erscheinen der Zeitschrift. Es handelte sich hier in erster Linie nicht um die äußere Stellung des Deutschen im Lehrplane, obwohl auch hier manche berechtigten Wünsche am Platze wären, sondern vor allem um eine Erneuerung von innen heraus, um den Ausbau und die lebendige, fruchtbare Gestaltung des Unterrichts auf der gebotenen Grundlage. Für diese gemeinsame Arbeit sollte ein Sammelplatz geschaffen werden, und es ist gewiß nicht das geringste Verdienst der jungen Zeitschrift, daß sie auch den Meister selbst zu unmittelbarer eifriger Mitarbeit und zu reichen Mitteilungen aus dem Schatze seiner Erfahrung und Forschung veranlaßt hat. Eine Anzahl der in den ersten Jahrgängen der Zeitschrift veröffentlichten Aufsätze finden wir in unsrer Sammlung vereinigt.

Wissenschaft, Schule und Leben — das sind drei Gebiete, die nach den einfältigen Anschauungen eines gesunden Sinnes von Rechts wegen in engster Wechselbeziehung stehen sollten. Und doch scheint es manchmal, als arbeitete man mit größerm Eifer daran, die Grenzen recht erkennbar zu ziehen oder gar unübersteigbar zu machen, als an der Erleichterung friedlichen Verkehrs.

Die Wahnvorstellung von dem natürlichen Gegensatz zwischen Schule und Leben ist uralte und treibt noch heute auch in den Köpfen sonst tüchtiger Männer ihr Wesen, trotz des längst trivial gewordenen Satzes: *Non scholae, sed vitae*. Es ist, als wäre die Schule eifersüchtig auf ihre selbständige Stellung gegenüber dem Alltäglichen, als müßte sie sich vor allem hüten vor unvorsichtigen Zugeständnissen. Wir wollen aber doch nicht vergessen, daß Ausgangspunkt und Ziele der Schule mitten im Leben stehen, der höhern wie der niedern. Es müßte eine verhängnisvolle Verirrung genannt werden, wenn die Schule je ihren Zöglingen mit Bewußtsein und Absicht etwas zu bieten wagte, was das Leben weder zu fördern noch zu verschönen in stande wäre. Anders steht es um das Verhältnis der Schule zur Wissenschaft. Mag sein, daß die Entwicklung der heutigen Forschung, die jetzt mehr als in ihrem Jugendalter auf Einzelarbeit angewiesen ist und darum für die äußere Betrachtung vielleicht vielfach des „großen Zuges“ entbehrt, nicht immer heilsam auf die Gestaltung unsers Schulwesens eingewirkt hat. Aber das eine kann man auch getrost behaupten: gerade die vielleicht berechtigte Scheu vor dem Spezialistentum in der Schule führt die Gefahr mit sich, die gesunde und notwendige Befruchtung des zu verarbeitenden Lehr- und Lernstoffes durch den lebendigen Quell der Forschung zu verhindern oder doch zu erschweren. Das gilt ganz besonders von der sogenannten Germanistik. War es im Grunde etwas anderes als diese Furcht, die die preußische Unterrichtsverwaltung zu dem unbegreiflichen Schritte führte, das Mittelhochdeutsche von dem Lehrplane der höhern Schulen ganz auszuschließen? Was die Wissenschaft in der Schule zu thun hat, das kann man allerdings von Hildebrand gründlich lernen, und es wäre nur dringend zu wünschen, daß sich auch die ungläubigen Gemüter bei ihm Belehrung suchen möchten, die immer noch allerlei abenteuerliche Vorstellungen mit sich herumtragen von dem Unheil, das die Germanistik in der Schule anrichten könnte. Niemand kämpft eifriger als Hildebrand gegen Belastung der Schüler mit totem Wissensstoff; am wenigsten sind gerade die deutschen Stunden zu unfruchtbarem Notizensammeln geeignet. Hier soll und kann alles Leben, frisches, freudiges Leben sein, denn in der lebendigen Gegenwart liegt die ganze Aufgabe dieses Unterrichts, auf die Gegenwart, auf unser heutiges Deutsch führt alle Arbeit hin, auch die Beschäftigung mit der ältern Sprache. „Da jeder kleine Deutsche seine Sprache in die Schule schon mitbringt in Form einer selbstgewachsenen Pflanzung, die in und aus dem Leben in ihn gepflanzt und eben daher im Wachsen ist, so fällt dem Lehrer die Aufgabe des Gärtners zu, der in der wildwachsenden Pflanzung zuerst Ordnung, dann auch Nutzbarkeit und womöglich Schönheit herzustellen hat.“ Zu solchem Geschäfte sind freilich keine Ignoranten zu gebrauchen. Wer in Hildebrands Sinne deutschen Unterricht erteilen will, der muß sich selbst da zu Hause fühlen, wo er es seinen Schülern heimisch machen soll, darum kann er eine gründliche

Kenntnis seiner Muttersprache und ihrer Entwicklungsgeschichte nicht entbehren. Er muß vor allem selbst das gelernt haben, woran er seine Zöglinge besonders gewöhnen soll: den eignen Sprachbesitz als ein geschichtlich gewordenes aufzufassen und zu betrachten. Wer das versteht, der findet überall Anregung „zu fruchtbarem geschichtlichen Denken, das unser Geschlecht so nötig braucht, um sich in seiner Vergangenheit und — Gegenwart zurecht zu finden.“ Die einzelnen Aufsätze Hildebrands enthalten eine Fülle von Beispielen in diesem Sinne; alle sind unmittelbar aus dem Leben gegriffen, einige aus dem engeren Leben der Schule selbst. Ein allbekannter einfacher Kinderreim giebt Anlaß zu einem weiten kulturgeschichtlichen Rückblick, an demselben Liedchen entwickelt uns Hildebrand die Grundgesetze des deutschen Versbaues. Dem Sprichwort in der Schule ist eine lehrreiche und anregende Betrachtung gewidmet. Besonders hinweisen möchten wir auch noch auf die beiden Aufsätze über gehäufte Verneinung und über den vorsichtigen Konjunktiv. Die Überschriften deuten auf strenge — der Laie sagt so gern „trockene“ — Grammatik, und doch wird gerade beim Lesen dieser Untersuchungen jedem klar werden, wie vorzüglich es Hildebrand versteht, uns zu eifriger Mitarbeit zu zwingen.

Wenn der Verfasser „für solche, denen ein Buch wesentlich unter den bibliographischen Gesichtspunkt fällt,“ bemerkt, daß die Sammlung keineswegs eine vollständige sei, so drängt sich uns dabei die vielleicht unbescheidene Frage auf, ob er uns doch nicht manches vorenthalten habe, für dessen Mitteilung wir ihm von Herzen dankbar sein würden. Jedenfalls berechtigt uns das Erscheinen einer Reihe von neuen Aufsätzen in den letzten Hefen der Zeitschrift für den deutschen Unterricht zu der Hoffnung, daß dieser Sammlung in nicht allzu langer Zeit ein zweiter Band folgen werde.



Neues von Wilhelm Raabe



Is einer der letzten Romantiker ragt Wilhelm Raabe, von den Erzählern seines Alters und seiner Fruchtbarkeit vielleicht der einzige, der sich auf der Höhe seiner Kraft erhalten hat, noch immer achtungsgebietend in unser Zeitalter des Wirklichkeitskultus herein. Seine geistige Kraft scheint unverwüstlich zu sein, seine innere Fortbildung scheint gar nicht abschließen zu wollen, mit jedem neuen Buche, das er in die Welt schickt, ist er immer derselbe alte